

Josef Hofmiller (1872–1933)

Von Herbert Rott †

Ludwig Thoma besaß einen großen Bekanntenkreis, aber wenige wirkliche Freunde wie etwa Ignaz Taschner. Zu den näheren Bekannten, mit denen er einen Briefwechsel und Austausch pflegte, zählte Josef Hofmiller, der Lehrer am Freisinger Dom-Gymnasium war. Herbert Rott † würdigte ihn im Beitrag »Josef Hofmiller. Als Schüler gefeiert – als Essayist und Kritiker gefeiert« in dem von Hans Niedermayer herausgegebenen Sammel- und Erinnerungsband »Von Nichts kommt nichts. Porträts ehemaliger Schüler des Freisinger Dom-Gymnasiums«, erschienen Freising 1991, S. 96–102. Wir danken dem Herausgeber für den leicht gekürzten Nachdruck zum Thoma-Jahr 2021. Der Originalbeitrag verzichtete leider auf diverse Quellenangabe. Die Zwischenüberschriften und kleinere Erläuterungen in eckigen Klammern stammen von der Redaktion.

Anfänge

Das Licht der Welt erblickte Josef Hofmiller am 26. April 1872 als erstes von neun Kindern eines Lehrers in Kranzegg bei Sonthofen im Allgäu. Am Schulhaus des Ortes erinnert eine Gedenktafel an ihn. Von seinen acht Geschwistern sterben fünf wenige Wochen nach der Geburt, nur drei Schwestern, von denen zwei Lehrerinnen werden, bleiben am Leben. Stammsitz der Familie ist die Hofmühle in Münsterhausen an der Mindel, von der sich auch der Name herleitet. Sie dient später als Motiv für Hofmillers Exlibris, das ihm ein Münchner Malerfreund entwirft; es ist Symbol dafür, wie sehr er sich zeitlebens mit dem Ländlich-Bäuerlichen verbunden fühlte. Lehrer zählen auch zu den mütterlichen Vorfahren, die aus dem Altbayerischen und dem Oberfränkischen kamen. *Ich habe dreierlei Blut im Leib und in der Seele: bayerisches, schwäbisches, fränkisches*, schreibt er – im Jahre 1924 – an seine Frau. Leicht scheint es ihm nicht gefallen zu sein, zu seiner oberbayerischen Identität zu finden: *Es war wohl innere Not, weil ich mich entscheiden musste, und so stecke ich fränkisch-schwäbischer Altbayer zutiefst im Altbayerischen, das für mich eine Wahl-Heimat ist, nicht eine angeborene*, bekennet er im gleichen Brief.

Eltern

Entschieden in Richtung auf das Altbayerische hin wendet sich Hofmillers Lebensweg schon früh. Im Jahre 1876 – Hofmiller ist vier Jahre alt – wird der Vater an die Elementarschule in München-Haidhausen versetzt. So wird der Lehrerbub aus dem Allgäu zum Großstadtkind, das in der Münchner Vorstadt aufwächst, aber die ländliche Umgebung, den naturnahen Ablauf der Jahreszeiten und den gleichbleibenden Rhythmus des Kirchenjahres nicht vergessen hat. *Ein Kind der Großstadt weiß überhaupt nicht, was das heißt: Kind sein*, schreibt er – rückblickend – im Jahre 1914. Das Bild des Vaters, der – so war es damals üblich – zugleich das Amt des Organisten versah und die erste und, wie sich zeigen sollte, lebenslange Verbindung des Bubens zur Musik schuf, bleibt merkwürdig verschwommen. Nach allem, was wir über ihn erfahren, müssen wir ihn uns wohl als einen wortkargen, verschlossenen Mann vorstellen, im Gegensatz zum heiteren Wesen der Mutter. Ihrer natürlichen Frömmigkeit ist es sicherlich mit zuzuschreiben, dass Josef »geistlicher Herr« werden soll.

Schwere Schulzeit in Scheyern

So tritt er 1881 ins Wilhelmsgymnasium in München ein, wechselt im nächsten Schuljahr in das Internat bei den Bene-



Der Essayist und Kritiker Josef Hofmiller, 1932

Foto: Knorr + Hirth/Süddeutsche Zeitung Photo

diktinern in Scheyern und wird von 1886 bis 1889 »Zögling« des Erzbischöflichen Knabenseminars und Schüler des Humanistischen Gymnasiums Freising. Über Hofmillers Gymnasialzeit wissen wir nur das wenige, das er in dem in der dritten Person verfassten Fragment seines »Autobiographischen Romans« andeutet. Besonders glücklich scheint er nicht gewesen zu sein. In diesem »Roman«, dessen Datierung ungeklärt ist, beklagt er die *unkindliche Vorwegnahme des Erwachsenen-Daseins in der ganzen Scheyrer Erziehung*. Er hat Heimweh und denkt an *Durchbrennen*. Auch in den Aufsätzen, die er später über die Reform der Höheren Schule schreibt, bemängelt er an der damaligen Erziehung die menschlich geistige Uniformierung, durch die das Heranreifen zum selbständigem Urteil, zur Übernahme von Verantwortung und die Fähigkeit zur Entscheidung nicht gefördert worden seien. Aus Mangel an menschlicher Zuneigung zieht er sich auf sich selbst zurück und führt Tagebücher, die er freilich ein paar Jahre später verbrennt. Allerdings verhehlt er auch nicht, was Scheyern ihm gegeben hat: das Aufwachsen in einer Atmosphäre abendländischer Tradition mit ihrer Fülle musikalischer Eindrücke und der zeitlosen Schönheit der Liturgie.

Freising

Ebenso wenig Gefallen findet er offenbar an der Schule und am Knabenseminar in Freising. Seine Tochter Hildegard Till beschreibt es folgendermaßen: *So entwickelt sich ein Aufbegehren gegen Ordnung und Tradition schlechthin, das [...] im Grunde aber seinem Wesen widerspricht. [...] Nicht die Lektüre Schopenhauers, Feuerbachs, Nietzsches hat ihm die [...] Erziehung fragwürdig gemacht, sondern die Fragwürdigkeit dieser Erziehung ließ ihn die Philosophie aufsaugen wie ein trockener Schwamm*. Mehrmals verstößt er gegen die Ordnung des Seminars, aus dem er daraufhin verwiesen wird, und eine Kneiptour ist letztlich der Grund, ihm das »consilium abundi« zu geben, den Rat, die Schule zu verlassen. Das Abitur legt er dann 1890 am Wilhelmsgymnasium in München ab. Dort findet er nun auch Freunde, die ihn sein Leben lang begleiten, unter ihnen den »Muckl«,

Hermann Kerschensteiner, den späteren Internisten und Leiter des Schwabinger Krankenhauses.

Zurück in München

Vor allem aber besucht er in der Landeshauptstadt voller Begeisterung Konzert und Theater. In der Oper hört er die »Meistersinger« – damals denkt er auch darüber nach, ob nicht Musik seine eigentliche Lebensbestimmung sei –, er sieht Ibsens »Hedda Gabler«. (Die »Gespenster« hatte er bereits als Vierzehnjähriger – viel zu früh für sein Alter – *verschlungen*.) *Kann man sich die Spannung vorstellen*, schreibt er 1928 in seinem Essay über Ibsen, *mit der wir jedem neuen seiner Dramen entgegenharrten, weil wir bestimmt wußten, alle zwei Jahre pünktlich im Oktober war eines fällig?* Nach dem Abitur unternimmt er eine Wanderung nach Tirol, für die er vom Vater das Taschengeld bekommt unter der Bedingung, ein Reisetagebuch zu führen. Dieses erst 1951 veröffentlichte »Opus I« lässt Hofmillers spätere Meisterschaft der Landschaftsschilderung bereits ahnen.

Studium

Im Wintersemester [1890/1891] beginnt er in München das Studium der Philosophie und Theologie und im Sommer 1891 tritt er – auf Wunsch der Eltern – ins »Georgianum« in München ein, in das Seminar für katholische Theologiestudenten. Bereits im Winter verlässt er es wieder – gegen den Willen der Eltern –, denn es steigerte sich, wie er Kerschensteiner schreibt, *die Disharmonie zwischen meinem ganzen Wesen und der Atmosphäre des Seminars*. Er studiert nun an der Universität neuere Philologie und erwirbt im Oktober 1894 das Prüfungszeugnis zur Erteilung des Unterrichts in der französischen Sprache an Realschulen mit dem Prädikat »gut«.

Erneut Freising

Danach kehrt er wieder nach Freising zurück als Präfekt am Städtischen Erziehungsinstitut und als Praktikant an der Königlichen Realschule auf dem Marienplatz. Die Tätigkeit des Präfekten macht ihm wenig Freude, sie sei für ihn *oft recht deprimierend, ein Danaidengeschäft* [qualvolle, sinnlose Tätigkeit]. Er fürchtet, *vollständig zu verphilistrieren* [engstirnig, spießbürgerlich zu werden]. In den Notizen zum »Autobiographischen Roman« bekennt er: *Dies ist ein Jahr, das er gerne austreichen möchte aus seinem Leben*. Erträglich wird ihm diese Zeit nur

durch häufigen Besuch in Münchner Theatern. Im Nebenberuf verfasst er bereits Kritiken für die Münchner »Allgemeine Zeitung«; auch für Michael Georg Conrads berühmte Zeitschrift »Die Gesellschaft« und für die »Zukunft« Maximilian Hardens schreibt er. Kein Wunder, dass er den Wunsch hat, als freier Schriftsteller zu leben.

Depression

Hofmillers Gemütsverfassung verdüstert sich noch mehr, als er im Oktober 1895 in der Prüfung im Fach Englische Philologie durchfällt. Er ist, so schreibt er an Kerschensteiner, *acht Tage lang in der Stimmung, jeden Menschen zu fressen*. Ist es da nicht mehr als verständlich, wenn ihm – in einem Brief an den gleichen Adressaten – der Satz in die Feder gerät: *Du, Freising, bist wahrlich nicht die kleinste unter den Städten des Landes, es gibt schon noch dreckigere Nester, aber nicht viel?* Im Jahr darauf besteht er die Prüfung. Überschwänglich ist seine Freude: *Ich schnulle an dem Gedanken ans bestandene Examen wie an einem Stück Zucker [...] Denn durch meinen Durchfall war ich vollständig aus dem Gleichgewicht gekommen. [...] Nun bin ich erst wieder Mensch geworden*. Von da an geht es aufwärts. Den weiteren Lebensweg können wir nur skizzieren. Bald beginnt er mit der Arbeit an seiner Dissertation; im Jahre 1899 wird er Reallehrer an der Königlichen Realschule Freising; im Oktober desselben Jahres legt er die »Spezialprüfung« aus den neueren Sprachen mit der Note »sehr gut« ab. Damit eröffnet sich ihm die Laufbahn eines Lehrers am Gymnasium. Zunächst hält es ihn aber an der Realschule.

Promotion und Dom-Gymnasium

Im März 1901 promoviert er in München mit dem Thema »Die ersten sechs Masken Ben Jonson's (eines Dramatikers der Elisabethanischen Zeit) in ihrem Verhältnis zur antiken Literatur«. Nach einer Tätigkeit an der Luitpold-Kreisrealschule in München kommt er 1907 zum zweiten Mal als Lehrer nach Freising, diesmal als »Professor« am Humanistischen Gymnasium, dem heutigen Dom-Gymnasium, wo er bis 1912 bleibt.

Schuldienst in München

Mit wiederholten Versetzungsgesuchen nach München – wegen der sich verschlimmernden Erkrankung des Vaters – findet er nach Jahren Gehör. Zunächst unterrichtet er an der



Das Dom-Gymnasium in Freising
Foto: Wikimedia Commons/Vuxi

Münchner Maria-Theresia-Kreisrealschule und ab September 1913 am Königlichen Ludwigsgymnasium. Nach dem Kriegsausbruch 1914 wird er mehrmals gemustert, ist aber wegen hochgradiger Kurzsichtigkeit nur »bürodiensttauglich«. *Wenn ich nicht ein so jämmerlicher Augenkrüppel wäre! So kann ich nichts als Posten stehen: in der Familie, im Beruf und in den Süddeutschen Monatsheften.* (An dieser renommierten Zeitschrift arbeitet er seit ihrem Erscheinen im Jahr 1904 mit.) Vier Jahre nach dem Krieg [1922] wird er Konrektor am Humanistischen Gymnasium Rosenheim. Sein Rektor und Freund ist der berühmte Alphilologe Eduard Stemplinger [1870–1964], dem in seinem Buch »Horaz in der Lederhos'n« eine erstaunliche Übereinstimmung zwischen der Lebensanschauung des lateinischen Originals und der Übertragung ins Bayerische gelungen ist. Die beiden, Stemplinger und Hofmiller, waren, der Vergleich ist wohl nicht zu hoch gegriffen, ein Dioskurenpaar [unzertrennliches Freundespaar] im wahren Sinn des Wortes. Stemplinger, nur zwei Jahre älter als Hofmiller, hat seinen Konrektor um mehr als drei Jahrzehnte überlebt. Hofmiller stirbt am 11. Oktober 1933 durch Gehirnschlag. Auf dem Münchner Ostfriedhof findet er im Elterngrab die letzte Ruhe.

Schulpolitiker

Endet damit ein Lehrerleben, das sich von den meisten Berufsgenossen nicht wesentlich unterscheidet? Mit Sicherheit nicht, denn Hofmiller war mehr. Er ist nicht nur ein hervorragender Pädagoge, der es verstand, seine Schüler für seine Fächer und weit darüber hinaus zu begeistern. Er hatte auch die feste Absicht, *die Bahn für einigermaßen modernen Unterricht auszuweichen*, wie er es einmal formuliert hat. Vor allem aber hat er im Bereich des bayerischen Schulwesens etwas bewegt: er ist in Wort und Schrift mit beharrlicher Hingabe für die Gleichstellung der Realschulen mit den humanistischen Gymnasien eingetreten. Mit Recht gilt er als unermüdlicher Förderer der Oberrealschulen und als einer ihrer Väter. Sein energischer, manchmal erbitterter, aber erfolgreicher Kampf für die Oberrealschule ist es vor allem, der ihn zum Namenspatron des Freisingers Josef-Hofmiller-Gymnasiums werden ließ.

Vielseitiger Literat

Hofmiller's eigentliche Bedeutung aber liegt auf dem Gebiet der Kritik, der Übersetzung und des Essays. Er war ein »homme de lettres«, wie er im Buch – und im Leben – steht. »Umgang mit Büchern« – so lautet ein Werktitel – hatte er in jeder Hinsicht: er las Bücher, er schrieb Bücher und er schrieb vor allem über gelesene Bücher in Zeitschriften und Zeitungen. Für mehr als zwanzig deutsch- und fremdsprachige Buchausgaben zeichnet er als Herausgeber verantwortlich. Er hat die, allerdings nicht verwirklichte, Absicht, nach dem Vorbild des englischen »Everyman's Library« eine deutsche Jedermanns-Bücherei aufzubauen. Das mittelalterliche Versepos »Meier Helmbrecht« hat er *ungefähr ins Deutsch des 16. Jahrhunderts übertragen*, »Manon Lescaut« von Abbé Prevost und »Mon Oncle Benjamin« von Claude Tillier übersetzt er aus dem Französischen. In seinen Essays suchte und fand er »Wege zu Goethe«, zu »Homer«, zur »Edda«, zu »Franzosen« und zu »Zeitgenossen«. Man geht bei ihm gleichsam durch eine Ruhmeshalle des deutschen und europäischen Geistes; kaum ein gewichtiger Name der traditionellen Literatur, der nicht aufscheint: auch von zu seiner Zeit »Modernen« fehlen nicht allzu viele. Geheimnisvoll angezogen fühlt er sich von den Urfassungen der Romane Goethes und Gottfried Kellers. Er erkennt das Geniale und den Zauber der Sprache im Werk des frühen Hofmannsthal. Dem von den Parteien Gunst und

Hass zerrissenen Nietzsche versucht er Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Für die Interpretation der Novelle »Der Tod in Venedig« sendet ihm Thomas Mann eine Widmung *mit immer zu erneuerndem Dank dafür*. In der heute zu Unrecht fast vergessenen Lena Christ sieht er eine Dichterin, deren Werk *so rein und unverfälscht ist, dass man es in hundert Jahren als klassisch empfinden wird*. Das negative Urteil über Gerhart Hauptmann und die *aus Berlin importierte dumpfe trübe trostlose Dramatik* des Naturalismus bewahrt er sich zeitlebens. Unter seinen großartigen Wander- und Städtebildern findet sich jene beinahe hymnische Liebeserklärung an Freising, die mit dem Satz schließt: *Wer Freising nicht kennt, kennt Altbayern nicht*, und die uns leicht jene rüden Töne vergessen lässt, die er in seiner frühen Freisinger Zeit für die von ihm wenig geschätzte Domstadt gefunden hat.

Die Reihe der Themen, denen sich Hofmiller in seinen Kritiken und Essays zugewendet hat, ließe sich beinahe endlos fortsetzen. Nicht zuletzt war er auch ein einfühlsamer, humorvoller, pointensicherer, nachdenklicher Briefschreiber, der mit bedeutenden Adressaten in schriftlichem Gedankenaustausch stand. In allem, was er schrieb, wusste er das Unehnte vom Echten – *Schlagbaum von Roggenbrot*, wie er selbst sagte – wohl zu unterscheiden. »Gründlich war sein Abscheu gegen Phrasentum und Verlogenheit«, so wurde seine Sprache einmal charakterisiert. Ein politischer Mensch war er im Grunde seines Wesens nicht.

Rundfunk

Die Umbrüche, die während seiner Lebenszeit alte Ordnungen erschütterten oder zerstörten, trafen ihn daher umso nachhaltiger, und so lassen sich wohl auch zeitgebundene Fehleinschätzungen in seinen von natürlichem Heimatgefühl und Nationalbewusstsein geprägten Schriften erklären und verstehen. In seiner geistigen Einstellung kann man ihn als weltoffenen, nicht um jeden Preis kompromissbereiten progressiven Konservativen bezeichnen, so widersprüchlich das auch klingen mag.

Progressiv war er auch auf ganz andere Weise; im damals neuen Medium des Rundfunks hielt er 1928 einen Vortrag über Voltaire. Seine Kinder daheim lauschten vergnügt, als sie die Stimme des Vaters aus dem Lautsprecher – oder waren es noch die Kopfhörer? – vernahmen. Hofmiller zu hören, das war offenbar ein ganz besonderes Erlebnis. Der Münchner Historiker Karl Alexander von Müller schwärmt davon in seinen »Erinnerungen«: »Ich glaube, niemand kann seine Essays so genießen wie der, der ihn noch persönlich reden gehört hat. Er zählte zu den Schriftstellern, die ihre Gedanken nicht schreibend, sondern sprechend bildeten, und seine Züge drückten das aufs lebendigste aus.« Sprechen hören können wir Josef Hofmiller nicht mehr. Es ist aber auch sehr lohnend, ihn »nur« zu lesen. Liebhaber bayerischer und süddeutscher Städte und Landschaften werden in seinen »Wanderbildern und Pilgerfahrten« sprachliche Kleinodien entdecken, und dem belesten Leser öffnet sich in den Kritiken und Essays der Blick zu weiten Horizonten.

Ausgewählte Werke:

Versuche. München 1909. – Zeitgenossen. München 1910. – Franzosen. Essays. München 1928. – Wanderbilder aus Bayern und Tirol. Altdorf 1928. – Bayernbüchlein. München 1936. – Revolutionstagebuch 1918/19. Leipzig 1938. – Von Dichtern, Malern und Wirtshäusern. München 1938. – Goethes Lebensweisheit. München 1940. – Briefe. 2 Bände. Leipzig 1941. – Wanderbilder und Pilgerfahrten. Dessau 1942. – Über den Umgang mit Büchern. München 1948. – Letzte Versuche. München 1952. – Form ist alles. Aphorismen zur Literatur und Kunst. München 1955. – Ausgewählte Werke. Rosenheim 1975 und 1984.